

Methodische Probleme der Syntax des Infinitivs

Von Kaj B. Lindgren

(Erstdruck in: *Wirkendes Wort* 16, 1966, S. 156–165)

Über die Grammatik des deutschen Infinitivs mache ich mir Gedanken schon seit mehr als zehn Jahren, und zwar ursprünglich auf Grund meiner Erfahrungen als Deutschlehrer an einer finnischen Hochschule. Freilich fürchte ich, daß ich mich auch weitere zehn Jahre damit beschäftigen muß, denn zu befriedigenden Ergebnissen bin ich noch nicht gelangt¹ und habe hier keine eigentlichen Forschungsergebnisse vorzulegen. Jedoch sind dabei verschiedene theoretische und methodische Probleme aufgetaucht, und ich hoffe, daß sie auch in anderen Zusammenhängen von Interesse sein könnten und vielleicht einer Diskussion wert wären.

Der Ausgangspunkt bestand für mich in der Beobachtung, daß finnische Studenten oft Sätze bilden, die im Deutschen unmöglich sind, und zwar folgender Art: *Ich glaube ihn bald zu kommen. Sie erzählten ihn folgendes gesagt zu haben. Man schätzt die Siedlung 1970 fertig zu stehen.* Daß ein Ausländer Fehler begeht, überrascht natürlich niemand, aber das Ärgerliche an diesem Fehlertyp liegt darin, daß man in den üblichen Grammatiken keine klare Regel finden kann, die die Bildung solcher Sätze untersagen würde. Im Gegenteil, es ist leicht, analoge Fälle aufzuzeigen: *glauben* mit Infinitiv ist häufig, etwa *ich glaube bald kommen zu können*, und der Satzbau ebenso, etwa *ich höre ihn kommen, ich bitte dich zu kommen.*

Es ist freilich verständlich, daß solche Gebilde in den deutschen Grammatiken nicht erwähnt werden, denn sie sind von Deutschen für Deutsche geschrieben, und diese benötigen keinen Hinweis auf Sinnlosigkeiten. Die Verfasser sind bemüht, alles zu beschreiben, was

¹ Einige erste Beobachtungen sind veröffentlicht als: Syntaktische Probleme beim deutschen Infinitiv, *Neuphilologische Mitteilungen* 65, 1964, S. 317–332.

es in der Sprache gibt, aber verlieren keine Worte darüber, was gar nicht existiert. Der Ausländer ist jedoch nicht so leicht befriedigt. Er kann zwar z. B. in der Duden-Grammatik² alle gebräuchlichen Konstruktionen mit einem Infinitiv finden, aber er müßte zusätzlich wissen, unter welchen Bedingungen die einzelnen Konstruktionen möglich sind und welche Umstände etwa die Bildung gewisser Satztypen verhindern. Einem nichtdeutschen Germanisten genügt eine bloße Analyse der vorhandenen Ausdrucksmöglichkeiten nicht, er benötigt ferner eine Analyse über die Grenzen ihrer Verwendung.

Wenn wir eine Frage dieser Art stellen, denke ich, daß der Ausländer manchmal von einem neuen Gesichtspunkt aus das eine und andere beitragen kann. In diesem Fall handelt es sich darum, daß die anfangs zitierten Sätze durch das Finnische hervorgerufen worden sind: Sie stellen nämlich wortwörtliche Übersetzungen gängiger finnischer Konstruktionen dar. Unsere Sprache verfügt über ein System von Infinitiven und Partizipien, das viel reichhaltiger als das deutsche ist. Wir kennen Partizipien für Gegenwart und Vergangenheit, beides in Aktiv und Passiv, wir kennen vier Infinitive mit verschiedenen Kasus in Aktiv und Passiv, und wir können den Täter durch Pronomina oder Possessivsuffixe zum Ausdruck bringen. Mithin können wir beinahe jede finite Verbkonstruktion mit allen ihren Beziehungen auch durch eine Nominalform ausdrücken und so als Glied in einen anderen Satz einfügen. Demgegenüber sind die Möglichkeiten des Deutschen mit nur einem Infinitiv und zwei Partizipien viel beschränkter, und in der Tat kann man beim Übersetzen aus dem Finnischen sehr oft feststellen, daß man nicht direkt übertragen kann, sondern gezwungen ist, die Konstruktionen in finite Sätze aufzulösen oder sonst zu umschreiben.

Hier konfrontieren wir das Deutsche mit einer andersartigen Struktur und werden dadurch aufmerksam auf Umstände, die uns sonst entgehen könnten, in diesem Fall insbesondere darauf, daß auch weitere Konstruktionen denkbar und theoretisch möglich wären. Und dies veranlaßt uns, die Voraussetzungen für die bestehenden Konstruktionen genauer zu überprüfen. – Jedoch muß ich betonen, daß eine solche vergleichende Analyse durchaus nicht immer fruchtbar sein wird, sondern sie wird nur gelegentlich helfen können, nämlich dann, wenn die Strukturen einander in gewissem Grade

² Grammatik der deutschen Gegenwartssprache (= Der Große Duden 4), Mannheim 1959.

entsprechen, aber doch genügende Unterschiede aufweisen. Auch wird der Vergleich vorerst nicht mehr bieten als eine neue Fragestellung, hier also: Welche Bedingungen müssen jeweils erfüllt sein, damit man im Deutschen eine Infinitivkonstruktion bilden kann?

Eine Antwort ließe sich unter Umständen dadurch finden, daß man systematisch ausprobieren würde, was alles möglich ist und was nicht. Die praktische Durchführung stößt jedoch auf Schwierigkeiten: Ein Deutscher wird wohl allein dazu nicht in der Lage sein, denn ohne Kenntnis von fremden Strukturen wird er kaum überblicken, was alles theoretisch noch denkbar wäre. Und ein Ausländer ist dazu ebensowenig imstande, denn als Kriterium beim Ausprobieren bietet sich doch wohl nur das eigene Sprachgefühl des Experimentators an, und darauf kann er sich nicht verlassen. Das einzige wäre dann, daß ihm eine genügende Anzahl Testpersonen zur Verfügung stünde oder ein Teamwork sich einrichten ließe.

So bleibt zunächst der herkömmlich Weg offen, nämlich, daß man ein umfangreiches Belegmaterial systematisch sammelt, die Sätze nach verschiedenen Gesichtspunkten eingehend analysiert und zu bestimmen versucht, nach welchen Merkmalen sie sich zu einheitlichen Typen zusammenfassen lassen und in welcher Hinsicht sich diese unterscheiden. Aber schon die Frage, wie man die Sätze analysieren soll, führt zu vielen methodischen Problemen.

Gleich zu Anfang muß man sich entscheiden, ob man von dem formalen Bau der Sätze oder von dem ausgedrückten Inhalt ausgehen soll. In diesem Fall habe ich mich für die formale Seite entschieden, und zwar aus mehreren Gründen: Einmal mag es eine Frage des persönlichen Geschmacks sein. Zweitens, weil sich dieser Ausweg hier als fruchtbar erwiesen hat. Und drittens, weil ich Nichtdeutscher bin. Wie schon gesagt, kann sich der Fremde nicht auf das eigene Sprachgefühl verlassen, und er vermag auch kaum die feineren Schattierungen im Inhalt zu beurteilen. Der Einfluß der Muttersprache ist für jeden sehr groß, wie es Leo Weisgerber wiederholt nachgewiesen hat, und niemand wird sich davon vollständig frei machen können. Mithin ist der fremdsprachige Forscher darauf angewiesen, an Hand äußerer oder sonst nachprüfbarer Kriterien zu arbeiten, die Methodik gründlich zu durchdenken und gesicherte Verfahren zu entwickeln. Dies kann sicher auch einen Gewinn bedeuten, aber bei einer inhaltbezogenen Analyse gestaltet sich das schwierig, falls es überhaupt möglich ist.

Damit will ich freilich nicht die Bedeutung der inhaltbezogenen Betrachtung geringschätzen, im Gegenteil, ich denke, daß sie bei der Lösung anderer Probleme den geeignetsten Ansatzpunkt bieten kann. Aber hier möchte ich vor allem betonen, daß man meines Erachtens eine absolute Wahl zwischen den beiden Möglichkeiten treffen und die gewählte Methode konsequent durchhalten muß. Natürlich kann man zuerst die eine und dann zur Ergänzung die andere Analyse durchführen; aber ich stelle mich skeptisch zu Versuchen, die beiden Forschungsrichtungen zu vereinigen. Ich finde ein solches Unternehmen weder in der theoretischen Konzeption noch in den Resultaten befriedigend.

Die theoretische Grundlage zu dieser Anschauung habe ich in anderem Zusammenhang dargestellt – freilich nur auf finnisch veröffentlicht³ –, und ich möchte hier bloß das Wichtigste kurz andeuten. Die auf de Saussure zurückgehende begriffliche Klärung zwischen Langue und Parole hat uns gezeigt, daß die Sprache einen sehr verwickelten Erscheinungskomplex darstellt, der – je nachdem, von welcher Seite wir sie betrachten – sehr verschiedenartig aussieht. Die Langue ist abstrakt, jedoch stellt sie etwas Bleibendes und in der Gesellschaft Allgemeingültiges dar; die Parole ist konkret, aber einmalig und individuell. Soweit ich sehe, geht eine formale Sprachbetrachtung, wie etwa der Strukturalismus, von der Parole aus, um daraus die Gesetzmäßigkeiten der Langue zu abstrahieren, während die Rolle des sprechenden oder schreibenden Individuums zurücktritt. Bei einer inhaltlichen Betrachtung steht wiederum das sprechende Individuum im Vordergrund, und es wird untersucht, wie sein Verhältnis zur Langue ist und wie es daraus Parole bildet. Die Blickrichtung ist verschieden, und daraus folgt, daß uns der Problemkomplex „Sprache“ jeweils ganz verschiedene Seiten offenbart. Aber daraus folgt weiter, daß die so gewonnenen Konzeptionen von der Sprache wie auch die Grundbegriffe der jeweiligen grammatischen Analyse ganz verschiedenartigen Systemen angehören. Und das zwingt uns, sie konsequent auseinanderzuhalten. Wenn der eine Forscher die Sprache inhaltlich analysiert und etwa von Zeit oder Modalität spricht, so decken sich seine Begriffe keineswegs mit den Begriffen Tempus und Modus im Munde eines anderen, der die formale Struktur untersucht, obwohl sie manche Berührungspunkte aufweisen und leicht verwechselt werden. Zwar handelt es sich um

³ Kielen rakenne ja sisältö, Suomalainen Suomi 1964, 7, S. 393–397.

einen ungeteilten Erscheinungskomplex, aber die unterschiedliche Blickrichtung hat zu verschiedenen Bildern geführt; wir haben jeweils die Welt unserer Beobachtungen anders gewortet.

Eine rein formale Analyse der deutschen Infinitivkonstruktionen ist von Gunnar Bech⁴ in vorbildlicher Weise durchgeführt worden, und ich denke, daß wir sie weiteren Arbeiten getrost zugrunde legen können; vieles habe ich direkt aus ihr übernommen. – Als anschauliche Grundlage für das Folgende möchte ich einen Satz aus meinem Material herausgreifen. Er stammt aus Peter Bamms Roman *Die unsichtbare Flagge*⁵ und lautet: *Es ist dieselbe Wissenschaft, die hier mit äußerstem technischem Raffinement versucht, Leben zu retten, das sechs Kilometer weiter mit äußerstem technischem Raffinement zu vernichten unternommen wird.* Hier bereitet vor allem die letzte Infinitivkonstruktion Schwierigkeiten bei der Analyse.

In streng strukturalistischem Sinne würde man von den Phonemen als kleinsten Einheiten ausgehen, sodann die Morpheme ermitteln und schließlich von den morphologischen Klassen aus die Satzstruktur bestimmen. Dies zeigt sich u. a. darin, daß die Bestandteile der Sätze mit Termini bezeichnet werden, die zu Formenkategorien gehören. Ich bin jedoch der Ansicht, daß auch hier eine begriffliche Unklarheit vorliegt und daß sich die Kategorien des Formensystems nicht unmittelbar mit denen der Satzstruktur verbinden lassen.

Die theoretische Grundlage hierzu ist längst erschlossen. Wir müssen wieder von den Begriffen *Langue* und *Parole* ausgehen nebst der Folgerung daraus, die später Alan Gardiner⁶ weiterentwickelt hat, nämlich daß die Grundeinheit der *Langue* das Wort, die der *Parole* jedoch der Satz ist. Wenn wir die Sprache als *Langue* betrachten, haben wir es also mit Wörtern zu tun, die in verschiedenen Formen auftreten können, sowie mit Regeln für ihre Kombination, also mit der Grammatik im engeren Sinne. Jedes Sprechen und Schreiben stellt wiederum *Parole* dar, und sie wird primär in Sätzen formuliert, die sich dann in Satzglieder zerlegen lassen. Auf der einen Seite haben wir also Phoneme und Morpheme, die die Wortstruktur der Sprache bestimmen, auf der anderen aber Sätze und Satzglieder, und diese – als definierbare Begriffe – decken sich ja keineswegs mit den

⁴ Studien über das deutsche Verbum infinitum, Hist.-fil. medd. a. d. k. danske vidensk. selsk. 35,2 und 36,6, Kopenhagen 1956/57.

⁵ Zit. nach Fischer-Bücherei, Nr. 160, Frankfurt 1958, S. 8.

⁶ *The Theory of Speech and Language*, 2. Aufl. Oxford 1951, Kap. 2, bes. § 29.

Formenklassen. Zwischen den beiden Begriffssystemen besteht ein Unterschied, der eine Parallele zu dem zwischen Langue und Parole darstellt. Mithin können wir meines Erachtens Probleme des Satzbaues nur vom Satzganzen her lösen und nicht vom Formensystem aus. Oben verlangte ich eine konsequente Trennung zwischen den inhaltlichen und den formalen Begriffen nebst den entsprechenden Termini; jedoch wird es ebenso notwendig sein, die morphologischen und die syntaktischen auseinanderzuhalten.

Mit Interesse habe ich festgestellt, daß im letzten Band der *Studia grammatica* Wolfdietrich Hartung⁷ die früher benutzten Termini der Formenkategorien durch Satzgliedbezeichnungen ersetzt hat, und ich vermute, daß hier eine ähnliche Einsicht zugrunde liegt, nämlich, daß wir die Wortformen nicht direkt mit dem Satzbau verbinden können, sondern daß wir, vom Satzganzen ausgehend, erst in einer zweiten Phase nachprüfen können, wie die morphologischen Klassen mit den Satzgliedern korrespondieren. Es sei noch erwähnt, daß Hermann Paul seine Grammatiken dementsprechend gegliedert hat, obschon er sich meines Wissens über die theoretische Grundlage nicht näher geäußert hat.

Vom Satzganzen aus können die Glieder nach dem von Hans Glinz⁸ entwickelten Verfahren, Verschiebe- und Ersatzprobe, ermittelt werden, das mir zweckmäßig und methodisch einwandfrei erscheint. In komplizierteren Fällen, wie etwa in dem erwähnten Satz, reicht dies jedoch nicht aus, sondern wir müssen weitere Methoden entwickeln, wobei wir freilich die rein formale Analyse verlassen und den Inhalt zu Hilfe nehmen. Ich betrachte also diese nicht als einander ausschließende Gegensätze, sondern als Mittel, die einander ergänzen können; es ist nur streng darauf zu achten, welche Blickrichtung jeweils gewählt ist.

Gunnar Bech hat hierfür einen Ausweg gefunden, indem er im zitierten Werk die Begriffe Multiplikation und Division eingeführt hat. Es liegt dabei der Gedanke zugrunde, daß sich Nominalkonstruktionen mit anderen Sätzen vergleichen lassen, in denen derselbe Inhalt durch finite Formen an Stelle der infiniten ausgedrückt ist. So ergibt eine Division unseres Satzes etwa: *die Wissenschaft versucht etwas – sie rettet Leben*, oder *es wird etwas unternommen – man vernichtet Leben*.

⁷ Die zusammengesetzten Sätze des Deutschen, St.gr. 4, Berlin 1964.

⁸ Die innere Form des Deutschen, Bern 1952, 4. Aufl. 1965.

Die Methode stimmt meines Erachtens auch überein mit der Anschauung, die der begrifflichen Klärung von de Saussure zugrunde liegt.

Den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft stehen in der Langue Wörter als konkrete Träger der geistigen Inhalte zur Verfügung sowie Regeln für ihre Kombination, d. h. grammatische Konventionen dafür, wie die Wörter zu sprachüblichen Sätzen zusammengefügt werden können. In der aktuellen Sprechsituation hat der Redende gewisse Vorstellungen, Gefühle und dergleichen, die er einem oder mehreren Mitmenschen kommunizieren will. Dafür wählt er einmal Wörter, die dem gemeinten Inhalt entsprechen, und fügt sie zweitens, gemäß den üblichen Konventionen, zu Sätzen zusammen. Dabei ist er nicht an nur eine Formulierung gebunden, sondern kann sowohl die Wörter als auch den Satzbau aus einigen Möglichkeiten frei wählen.

Die Kombinationsregeln für die Wörter lassen sich am einfachsten an sogenannten Satzbauplänen illustrieren. Dabei denke ich an Pläne der Art, wie sie Harold E. Palmer⁹ zunächst für Unterrichtszwecke eingeführt hat, die jedoch auch wissenschaftlich brauchbar sein werden, da sie dem tatsächlichen Vorgang beim Sprechen recht nahe kommen dürften. Die Struktur des Satzes wird durch eine Nebeneinanderreihung von Symbolen (z. B. Anfangsbuchstaben) ihrer Hauptglieder dargestellt, also z. B. für den Anfang unseres Satzes: S – Pr – Gl, oder für den Typ *ich gebe ihm ein Buch*: S – Pr – DO – AO. Die jeweils möglichen Satzglieder stehen hier als eine Art Leerstellen, die beim Sprechen mit den einschlägigen Wörtern besetzt werden können bzw. müssen, je nachdem, ob es sich um ein entbehrliches oder unentbehrliches Glied handelt.

Ich gebe zu, daß dies allzu mechanistisch klingen mag, jedoch denke ich, daß sich etwas Vergleichbares in unserem Gehirn abspielen wird. Wir wissen ja, daß das Abstraktionsvermögen unseres Geistes sehr hoch ist, und ich finde es keineswegs ausgeschlossen, daß er auch imstande wäre, mit Abstraktionen der Satzstruktur zu operieren. Freilich muß ich es den Psychologen überlassen zu entscheiden, ob wir an Satzpläne in Form von bloßen Schemata mit Leerstellen denken können oder ob wir besser von einfachen konkreten Sätzen ausgehen sollten, die, im Gedächtnis fest verwurzelt, beim Sprechen als Analogiemuster dienen, nach denen die aktuelle Äußerung formuliert wird. Für die grammatische Theorie spielt dieser Unter-

⁹ S. z. B. *The New Method Grammar*, London 1938

schied jedoch keine Rolle, da wir die Schemata doch nur als Illustrationen der Satztypen verwenden.

Gegenüber den in Deutschland üblichen Satzplänen besteht der wesentlichste Unterschied darin, daß die Zweiteilung in Subjekts- und Prädikatsphäre aufgegeben ist und dafür mit mehreren unabhängigen Hauptgliedern gearbeitet wird. Oder wenn wir den Begriff „Nexus“ von Peter Jörgensen¹⁰ anwenden wollen, muß er so erweitert werden, daß er zwischen mehreren Gliedern zugleich gelten kann. Die traditionelle Zweiteilung scheint mir nämlich im Grunde auf eine logische oder inhaltliche Betrachtung zurückzugehen, während eine formale Analyse primär ein Nebeneinander von mehreren Gliedern ergibt. Ich will nicht bestreiten, daß das Verhältnis zwischen gewissen Gliedern, z. B. zwischen Subjekt und Prädikat oder zwischen Prädikat und Akkusativobjekt, enger sein kann als zwischen anderen. Diesen Unterschied betrachte ich jedoch bloß als einen des Grades und nicht der Art; ein Dativobjekt z. B. weist alle Eigenschaften eines selbständigen Satzgliedes auf, und seine Stellung ist von einer regelrechten Unterordnung weit entfernt.

Gemäß dieser Auffassung können wir den Begriff Prädikat jedoch nur für die finite Verbform verwenden. Von den herkömmlichen Prädikatsteilen müßte in den Typen *er ist Katholik* – *er ist katholisch* das dritte Glied als selbständiges Satzglied anerkannt werden. Bei den Verbzusätzen, Partizipien und Infinitiven ist es mir jedoch noch unklar geblieben, ob man auch ihnen die Rolle eines selbständigen Gliedes zuerkennen sollte oder sie besser als Glieder betrachtet, die dem Prädikat untergeordnet sind; meines Erachtens läßt sich beides rechtfertigen.

Beim Infinitiv gibt es verschiedene Möglichkeiten, so etwa: *die Wissenschaft kann es retten* – *sie versucht zu retten* – *sie unternimmt es, Leben zu retten*. Oft betrachtet man diese als grundverschiedene Konstruktionen. Im ersten Fall bilde der Infinitiv einen Teil des Prädikats, im letzten sei er etwas ganz anderes als satzwertiger Infinitiv. Jedoch läßt sich die Trennung nicht immer eindeutig durchführen, vielmehr scheint hier ein Feld vorzuliegen, wo die einzelnen Typen ohne scharfe Grenzen ineinander übergehen und nur die extremen Gegenpole deutliche Unterschiede aufweisen. Es erscheint mir am zweckmäßigsten, den Infinitiv in allen solchen Fällen als vom Prädikat abhängig zu betrachten, wobei die Beziehung je nach den Ausdrucksbedürfnissen enger oder lockerer gestaltet sein kann.

¹⁰ Tysk grammatik I, 2. Aufl., Kopenhagen 1962, S. 4f.

So kommen wir zur Frage nach der Wortart des Infinitivs und berühren damit ein umstrittenes, noch ungelöstes Problem. Vom formalen Standpunkt aus finde ich es schwierig, die Kategorie der Wortart als etwas Primäres zu betrachten. Zwar gehört jedes Wort in der Parole irgendeiner Wortart an, aber primär finde ich in der Sprache die Verknüpfung eines Inhalts mit einer Lautgestalt, zu der die grammatische Form einschließlich die der Wortart erst sekundär hinzutritt, indem sie bei der Bildung der Parole, also beim Sprechen und Schreiben, durch die Bedingungen der gewählten Satzstruktur bestimmt wird. Die Kategorie der Wortart läßt sich mithin schlecht in unserem System mit den Formenklassen auf der einen Seite, dem Satzbau auf der anderen unterbringen, da sie Beziehungen zu beiden aufweist und so eine Art Zwitterstellung einnimmt, jedoch wird gerade dieser Umstand wichtig sein, weil dadurch die Verbindung zwischen den beiden Systemen hergestellt wird.

Die zweckmäßigste Bestimmung der Wortart geht wohl von der Verwendung im Satz aus: Sie ist die Prägung, die ein Semem erhalten muß, damit man es in der Rolle eines bestimmten Satzglieders gebrauchen kann. Unter diesem Gesichtspunkt bereitet der Infinitiv Schwierigkeiten. In der erwähnten Verwendung als Prädikatsbestimmung könnte man ihn als Verb betrachten, aber dieses Satzglied hat auch manches mit den Objekten gemeinsam, so daß man es ebensogut als Größe und das Wort als Nomen ansehen kann. In den anderen möglichen Verwendungen, als Subjekt und als Attribut, nimmt der Infinitiv eindeutig Stellungen ein, die sonst einem Nomen zukommen. Die traditionelle Ansicht, daß der Infinitiv eine für substantivische Verwendung geprägte Verbform sei, ist sehr gut fundiert.

Der Infinitiv hat aber insofern eindeutig verbalen Charakter, als er Bestimmungen zu sich nimmt, die nur einem Verb zukommen. In unserem Beispiel ist *Leben* Akkusativobjekt des Verbs *retten*, und *6 Kilometer weiter* und *mit Raffinement* sind Umstandsangaben zu *vernichten* – neben einem Nomen hieße es ja *die Rettung des Lebens* und *ein raffiniertes Vernichten*. Wenn wir einen finiten Satz in eine Infinitivkonstruktion umwandeln, so bleiben also die anderen Glieder unverändert als Bestimmungen des Infinitivs bestehen. Zu einem finiten Satz gehört aber immer ein Subjekt, meist als Ausdruck für den Täter der Verbalhandlung, und bei der Division von Infinitivkonstruktionen muß ein solches sinngemäß ergänzt werden. Nun

scheint es eine Eigenart des Deutschen zu sein, daß es keine Möglichkeit kennt, das Subjekt der finiten Fassung in einer Infinitivkonstruktion auszudrücken, falls man nicht zu komplizierten Umschreibungen greifen will. Ein Vergleich mit dem Finnischen dürfte dies verdeutlichen: Wir sagen z. B. *luulen tulevani* ‚ich glaube zu kommen‘; *luulen* entspricht *ich glaube*, *tuleva* ist Partizip des Verbs für *kommen*, und das ist versehen mit dem Possessivsuffix *-ni* der ersten Person und bringt so den Inhalt *ich komme* zum Ausdruck. Aber man kann auch sagen *luulen hänen tulevan*, wörtlich ‚ich glaube ihn zu kommen‘, also ‚ich glaube, daß er kommt‘; zum Partizip *tuleva* tritt hier das Pronomen *hän* der dritten Person in einer Kasusform, mit der die Endung *-n* des Partizips kongruiert. Auf diese Weise können wir – und müssen meistens – den Täter der Infinitivhandlung mit ausdrücken. Im Deutschen gibt es aber nur die Möglichkeit *ich glaube zu kommen*, und wir können in keiner Weise weder *ich* noch *er* noch sonst einen Täter für die Handlung des Infinitivs *kommen* im Satz unterbringen.

Aber inhaltlich gibt es selbstverständlich jemand, der kommt, und sowohl der Sprecher als auch der Hörer weiß genau, wer das ist, wenn der Satz in einer wirklichen Sprechsituation fällt. Meist ist dieser Täter der Infinitivhandlung in einem Wort des Gesamtsatzes enthalten, wobei sich der Infinitiv eindeutig darauf bezieht; wenn der Bezug nicht stimmt, empfinden wir den Satz als falsch. Auch für die Verständigung ist dies wesentlich, denn ein unrichtig bezogener Infinitiv führt zu Mißverständnissen oder Sinnlosigkeiten, da der Hörer ihn automatisch gemäß den geltenden grammatischen Konventionen interpretiert. Man könnte diesen Umstand mit einem skandinavischen Terminus als Subjektverhältnis des Infinitivs bezeichnen, und er scheint im Deutschen eine recht strenge grammatische Regel zu bilden, obwohl die Handbücher sie weder klar formulieren noch auf Einzelheiten eingehen. Und gerade gegen diese Regel verstoßen die anfangs aufgeführten, dem Finnischen nachgebildeten Sätze.

Es würde zu weit führen, hier alle Konstruktionen durchzusprechen, die z. B. in dem Werk von Gunnar Bech analysiert sind; einige habe ich in meinem zitierten Aufsatz behandelt. So erlaube ich mir, jetzt ohne Begründungen nur zu behaupten, daß sich gemäß dieser Betrachtungsweise die Konstruktionen mit dem Infinitiv als Prädikatsbestimmung auf ganz wenige einfache Satzbaupläne zurückführen lassen.

Den häufigsten Fall stellt der Typ dar, in dem sich der Infinitiv auf das Subjekt des übergeordneten Satzes bezieht, also Subjektgleichheit besteht. Ein Beispiel wäre der zitierte Satz *ich glaube kommen zu können*, ein weiteres *die Wissenschaft versucht, Leben zu retten*. Schematisch läßt sich die Struktur wie folgt illustrieren: S – Pr – (B) – Inf/S – (B), wo (B) für etwaige weitere Satzglieder steht. Einen zweiten Grundtyp bilden die Sätze, in denen ein Objekt des übergeordneten Verbs zugleich Täter der Infinitivhandlung ist, wie etwa *ich höre ihn kommen* oder *ich befahl ihm, hierher zu kommen*, schematisch S – Pr – (B) – O – Inf/O – (B) oder auch S – Pr – O/S – Inf, wobei das Symbol O/S die Doppelrolle dieses Gliedes als Objekt des Hauptverbs und Subjekt des Infinitivs ausdrückt.¹¹

Auf diese zwei Typen können die allermeisten Konstruktionen mit einem Infinitiv als Prädikatsbestimmung im erwähnten Sinne zurückgeführt werden. Schwierigkeiten bereiten eigentlich nur unpersönliche Konstruktionen, aber falls es erlaubt ist, die Sache so zu betrachten, daß sie gerade in dem Unpersönlichen ein gemeinsames Subjekt haben, so lassen sich auch sie durch diese Schemata erklären. Aus dem Rahmen fällt bloß der Typ *das Leben ist zu retten*, wo der Infinitiv nur in passiver Bedeutung auf das Subjekt bezogen werden kann. Er umfaßt jedoch lediglich Konstruktionen mit *sein* und ein paar bedeutungsverwandten Verben und kann mit Ingerid Dal¹² durch geschichtliche Sonderentwicklung erklärt werden.

Die beiden Haupttypen lassen keine Wahl zu, sondern schließen sich gegenseitig aus. Hier kann jedoch die formale Analyse nicht weitergeführt werden, sondern es muß eine inhaltliche Betrachtung angewendet werden, denn es scheint von der Bedeutung des übergeordneten Verbs abzuhängen, welcher Satzplan jeweils der einzige mögliche ist. Dies erweist meines Erachtens auch folgende Tatsache: In den Listen von Gunnar Bech (im zitierten Werk) findet man gelegentlich dasselbe Verb an zwei Stellen, aber es handelt sich praktisch immer um ein Verb mit zwei Bedeutungen, wobei die Konstruktion jeweils der Bedeutung gemäß ist.

Wenn eine Kette von Infinitiven gebildet wird, muß das Subjektverhältnis zwischen jeweils zwei aufeinanderfolgenden Verben stimmen, aber es kann natürlich, bedingt durch die jeweilige Verbart,

¹¹ Die Verwendung des *zu* regelt sich nach anderen Umständen, und zwar ganz unabhängig von diesen Satzstrukturprinzipien.

¹² Kurze deutsche Syntax, Tübingen 1952, § 86.

innerhalb der Gesamtkette wechseln, wie z. B. in einem Satz von H. W. Geißler¹³: *in der Öffentlichkeit wollte ich mich nicht sehen lassen*; *sehen* bezieht sich auf das hier unterdrückte Objekt von *lassen*, dieses auf das Subjekt von *wollen*. Bei unpersönlichen Konstruktionen kann dagegen eine Verschiebung eintreten, indem sich die Unpersönlichkeit auf das andere Verb erstrecken kann: *es regnet – es hört auf zu regnen*. Ähnlich gelagert sehe ich den Satz, von dem wir ausgegangen sind: *Leben, das zu vernichten unternommen wird* – ihm liegt ein unpersönliches Passiv *es wird etwas unternommen* zugrunde, und die Unpersönlichkeit ist auf die Gesamtkonstruktion übertragen worden. Hier darf ich aber auch auf den von Chomsky eingeführten Begriff der abnehmenden Grammatikalität¹⁴ hinweisen, denn ich denke, daß dieser Satz schon ziemlich an der Grenze der Grammatikalität steht. Es ist ja der Zweck der Grammatik, die betreffende *Langue* zu beschreiben, und ich möchte in Frage stellen, ob dabei alle Gelegenheitsbildungen, die nur zu der Parole gehören und zu denen wohl auch dieser Satz zu zählen ist, überhaupt berücksichtigt werden sollten.

Da sich beinahe alle Konstruktionen, in denen ein Infinitiv als Prädikatsbestimmung gebraucht wird, auf diese Weise durch zwei bzw. drei einfache Satzpläne erklären lassen, liegt es nahe zu versuchen, ob auch die übrigen Konstruktionen auf sie zurückgeführt werden können. Zur Zeit bin ich damit beschäftigt und kann noch nichts Sicheres sagen. Es scheint mir, daß die Hypothese in den meisten Fällen bestätigt wird, aber es gibt auch Sätze, bei denen man sich fragt, ob man nicht doch den Tatsachen Gewalt antut, falls man auch sie in das Schema hineinpreßt. Endgültig kann ich dazu noch nicht Stellung nehmen.

Ich habe hier wiederholt Anlaß gehabt, auf terminologische Unklarheiten hinzuweisen, und habe damit einen Punkt in unserer Wissenschaft berührt, an dem offenbar nicht alles in Ordnung ist. Unsere Termini sind in einen Wirrwarr geraten, und dies betrifft meines Erachtens nicht nur die Benennungen, sondern auch die zugrunde liegenden Begriffe, mit denen wir zu arbeiten versuchen. Ich sage versuchen, denn es ist in der Tat schwierig geworden, sich mit den Kollegen über fachliche Dinge zu verständigen, da man oft nicht recht weiß, was der andere mit den gängigen Fachausdrücken, streng-

¹³ *In einer langen Nacht*, Zit. nach Fischer-Bücherei, Nr. 173, Frankfurt 1957, S. 189

¹⁴ In Anwendung aufs Deutsche z. B. Herbert L. Kufner, *The Grammatical Structures of English and German*, Chicago 1962, S. 10f.

genommen, meint. So sind z. B. Hennig Brinkmann¹⁵ und ich verschiedener Meinung über einen passiven Infinitiv im Deutschen gewesen – jedoch nur scheinbar, denn er denkt dabei an eine inhaltliche, ich an eine formale Kategorie, und in der Sache selbst dürften wir mehr oder weniger einig sein. Ingerid Dal¹⁶ und ich haben über synthetische und analytische Formen Meinungen vertreten, die recht verschiedenartig klingen – jedoch kann ich in allem Wesentlichen ihrer Ansicht beistimmen, nur bin ich gewohnt, diese Termini in leicht abweichendem Sinn zu verwenden. Und einmal habe ich gelesen – ich weiß nicht mehr wo, aber das ist wohl nur gut –, daß ein schriftlicher Text keine Parole darstelle, und dazu kann ich nur sagen, daß eine Verständigung so lange zwischen uns ausgeschlossen sein wird, bis wir von Grund aus über den Inhalt der Termini neu übereinkommen. Ich muß aber noch betonen, daß ich in keiner Weise dazu Stellung nehmen möchte, wer von uns die Termini „richtig“ benutzt hat; ich stelle lediglich fest, daß wir unter denselben Fachausdrücken verschiedenes verstehen und dadurch die gegenseitige Verständigung stark erschweren.

Niemand wird wohl einem Forscher das Recht abstreiten, bei Bedarf neue Begriffe einzuführen, und man wird kaum etwas Schwerwiegendes einzuwenden haben, wenn jemand alte Termini in leicht abweichendem Sinne verwendet, vorausgesetzt, daß der neue Inhalt genügend klar definiert wird. Aber heute scheint sich niemand darüber im klaren zu sein, in welchem Sinne sogar fest eingebürgerte Fachausdrücke am zweckmäßigsten verwendet werden sollten, und die Folge ist, daß sie ziemlich willkürlich gebraucht werden. Ich fürchte, daß wir auf diese Weise nicht vorwärtskommen; wenigstens machen wir uns die Arbeit unnötig schwierig, wenn wir nicht rechtzeitig Abhilfe schaffen.

Wir werden kaum Ordnung ins heutige Chaos bringen können, wenn wir uns nicht alle um die Eindeutigkeit unserer Begriffe bemühen. Es ist natürlich ausgeschlossen, eine einzige Serie von Termini einzuführen, die sämtlichen Forschungsrichtungen gemeinsam wäre, im Gegenteil, es ist meines Erachtens unumgänglich, daß jede Richtung ihr eigenes Begriffssystem ausarbeitet und dafür ein einheitliches

¹⁵ Brinkmann, Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung (=Sprache und Gemeinschaft, Grundlegung I), Düsseldorf 1962, S. 259 ff., und mein zit. Aufsatz.

¹⁶ Dal, Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie, Norsk tidsskr. f. sprog. 12, 1942, S. 199–212, und Lindgren, Die Apokope des mhd. -e in seinen verschiedenen Funktionen, AASF 78, 1953, S. 220 ff.

System von Termini in Gebrauch nimmt. Vor allem möchte ich davor warnen, Termini aus anderen Systemen zu entlehnen, denn die jeweiligen Begriffe decken sich nicht, wenn sie auch viele Ähnlichkeiten aufweisen können. Eine Möglichkeit bestünde z. B. darin, die herkömmlichen lateinischen Termini in formalen Systemen zu verwenden und neue deutsche Bezeichnungen für inhaltliche Begriffe einzuführen – oder auch umgekehrt; wichtig wäre nur, daß die Systeme nebst ihren Begriffen und Termini streng auseinandergehalten werden. Für jedes weitere Begriffssystem müßte natürlich ein entsprechendes System von Termini zurechtgelegt werden. Wenn auf einer solchen Basis eine auch nur annähernde Übereinstimmung in den Bezeichnungen erreicht werden könnte, so daß jeder Terminus immer nur für genau denselben Begriff und nur als Bestandteil des einschlägigen Systems verwendet würde, so wäre ein wesentlicher Schritt getan, um die Verständigung zu erleichtern, und ein Anlaß zu sehr vielen Mißverständnissen beseitigt.